



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Allerlei vom Reisen : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

die Männer heutzutage noch „dichten,“ so wird es gewöhnlich gar der allergreulichste Unfug. Mißverstehe mich nicht: ich verlange nicht, daß du nun sofort dichstest. Das sei ferne. Dein Talent in allen Ehren, denn zum Dichten hat ja jeder das Talent; doch damit wäre dem Unfug vorläufig nicht gesteuert. Nein, sieh dich bloß einmal ein bißchen um, statt immer die Nase über der Zeitung oder dem Stammtisch zu haben. Laß einmal deine Versammlungen, mit allem, was für deine ehrenwerte Leiblichkeit dabei in Aussicht steht, ein wenig beiseite und bekümmere dich ein wenig mehr um all den Schnickschnack, der in ungleichmäßigen Zeilen gedruckt wird und hinten so gespaßig gleich klingt. Überlege dir das Zeug einmal so nebenbei in einer überflüssigen Minute, deren ja auch du bei deiner kostbaren Zeit hast, und stecke nicht immer gleich die Importirte gedankenvoll ins Spundloch deiner politischen Beredsamkeit, wenn sie einmal versiegt. Berücksichtige das Zeug ein wenig, wenn du in dem Falle bist, eine Frau, einen Lehrling, einen simplen Arbeiter zu nehmen, oder da du, wie vorauszusetzen, Familienvater bist, wenn du aus Werkstatt, Komptoir und Bureau nach Hause zu Frau und Kindern kommst. Befürchte nicht, daß dein erhabnes Beispiel gleich allzu ansteckend wirken könnte. Versuche es rein für dich und laß es rein darauf ankommen, daß der und jener es auch versucht. Aber ernsthaft, andauernd, denn es handelt sich um eine ernste politische Thätigkeit! Ich sage dir, Freund, nur tausend wie du in jedem Wahlbezirk über alle Stände verbreitet, und es wird euch erträglicher gehen; ihr könnt eure Herren Quatschhuber und Faselmeier nach Hause schicken und euch selber wählen lassen. Dann werden auch die Frauen nicht mehr so viel dichten; was, wie bereits vorausgeschickt, sicherlich nicht gesund ist, weder für die Frauen, noch für die Männer, die doch immer der Frauen Kinder bleiben, noch, was doch schließlich auch in Frage kommt, für die Dichtung selbst.

München

K 3



Allerlei vom Reisen

(Schluß)



elches soll nun aber die Methode sein? Nun, wir denken, darüber wird man sich wohl einigen können. Als Grundsatz wird gewiß anerkannt werden, daß stufenweise vorgegangen werden müßte. Die Frage ist nur, welches die ersten, welches die letzten Stufen sein sollen. Soll man die großen, leichtverständlichen Eindrücke zuerst nehmen? dem Berner Oberlande den Schwarzwald

und schließlich die Lüneburger Heide folgen lassen? Erst Rom und Venedig, dann Augsburg und Bamberg und schließlich die alten märkischen Städtchen? Nein, so gehts gewiß nicht, so wenig wie es geht, den Babies Gänseleberpastete und Mixed Pickles zu geben und dann allmählich zur Zwiebacksuppe herabzusteigen.

Versuchen wir also einmal den umgekehrten Weg. Eines freilich ist zuzugeben: ganz bei der Stange zu bleiben ist kaum möglich, dafür sorgen schon die Bade- und Vergnügungsreisen der Eltern, bei denen die Kinder mitgenommen werden müssen. Aber bei den selbständigen Ausflügen, Touren und Reisen der Knaben und jungen Leute ließe sich doch wohl eine Stufenfolge festhalten. Man fange damit an, daß man die Jungen etwa zum Käfer- und Schmetterlingsammeln hinaus-schickt in die Wälder, Wiesen und Felder der nächsten Umgebung der Heimatstadt. Die armen Tiere können einem ja leid thun, aber besser ist diese Art von Sammeln doch immer noch, als die Briefmarkensammelei, die rasch zum Schacher und zu allen Arten des Kleinbetrugs führt. Nur eins dulde man nicht: Vogeleier zu sammeln. Der Verfasser dieses Aufsatzes hat selbst vor Zeiten eine schöne Eiersammlung besessen, mit manchem im Triumph erkletterten Falken- oder Reiherei, mit nächtlich auf heimlicher Rahtfahrt erkämpfem Schwanenei u. s. w. Aber was gäbe er drum, wenn all diese glorreichen Schülerabenteuer nicht gewesen wären, wenn er das Schreien des Hähers, der bis an die Stadt neben ihm herflog, als er ihm die Hälfte seines Nestes geleert hatte, das Wimmern des Singvögelchens, dem täglich das neu gelegte Ei genommen wurde, nicht mehr hörte! Also sobald es das Wetter erlaubt, täglich hinaus mit den Buben in die Natur, und wäre es selbst auf Kosten gewisser Schularbeiten, z. B. der aufgegebenen lateinischen Phrasen; die mögen am andern Morgen in den Zwischenstunden gelernt oder in Gottes Namen abgelesen werden — so ein bißchen Kriegsklist gegen Lehrplan und Philologenpedanterie verdirbt noch lange nicht den Charakter! Nichts übt so das Auge und die Beobachtungskunst, als das Insektenammeln; noch heute sehe ich jeden Eichenspinner an der Eiche, jeden Weidenbohrer an der Weide, wo tausende vorüberlaufen, habe noch immer meine Freude an jedem Quadratfuß Wald- und Wiesenboden mit allem, was darauf keimt und wächst und krecht und fleucht, und bin außerdem der Meinung, daß, wenn ich auf Spaziergängen hundert kleine Freuden habe, wenn ich an Menschen, Gesichtern, Kleidern, Manieren fortwährend stillvergnügt Beobachtungen mache, wenn ich schöne Bilder ganz anders anzusehen glaube als viele andre, auch das im letzten Grunde aus jener eifrigen Sammelzeit herrühre. Ob bloße Botanik ebenso lehrreich sei, wage ich nicht zu entscheiden; jedenfalls tummelt man sich bei der Insektenjagd freier umher und gewinnt dabei ganz von selber auch ein Verhältnis zur Pflanzenwelt. Dann aber in den Ferien hinaus auf weitere Ausflüge! In die Mark (wobei Fon-

taner Wanderungen zu lesen wären), in das herrliche Land der Buchenwälder und Seen, nach Mecklenburg, in die vielbespöttelte und doch so wunderbar stimmungsvolle Lüneburger Heide! Freilich, nicht allen wird's so wohl, mit der Ebene und den leichtwelligen Hügelgegenden beginnen zu können. Und doch ist hier, gerade hier das Land der höchsten Poesie, von hier aus begleitet sie uns am treuesten auf dem ganzen Lebenswege. Wie wären sonst gerade die Schleswig-Holsteiner Storm, Groth, Jensen so große Landschaftspoeeten geworden, was hätte Ruysdael und Everdingen die tiefe landschaftliche Empfindung gegeben? Böcklins schönstes landschaftliches Stimmungsbild ist kein Bravourstück der schweizerischen Alpeennatur, sondern das „Schweigen im Walde.“ Auf der Heide, im dämmernden Hochwald, am braunen Moor, da lenken keine prunkhaften Eindrücke von tiefern Stimmungen ab, da umweben schon den Knaben Tagessonnenschein und Abendschwermut mit unauslöschlicher Poesie, da führen Naturlaute, wie Waldesrauschen und Frühlingswind, Unken im Moor und Hundegebell aus fernen Gehöften seine Phantasie weit davon, und da lernt er — in den empfänglichsten Jahren — mit jener Sehnsucht empfinden, die ihn dann durch all sein Leben geleitet, und die nichts andres als eben die blaue Blume ist. Sie geleitet ihn auch noch, wenn ihn der Schauensdurst dann in die weniger heimliche Schönheit von Berg und Thal führt, daß er auch dort immer noch schöneres sieht, als der bloße Bewunderer der Kontraste und des Höhenprofils: das goldne Licht, womit die Sonne das Grün bergauf bergab durchflutet, die Farbenharmonien verdämmernder Ferne, den Zauber sonnendurchglühter (schattenloser, sagt der andre) Matten, die Großartigkeit wallender, kämpfender Nebel. Wie freute ich mich, als ich in Jensens „Schwarzwald“ wieder fand, womit ich mich so oft im Gegensatz zu aller Welt befunden hatte! Gewiß ist es auch schön in dem dunkeln Dickicht gewaltiger Bergtannen mit ihrem würzigen Duft, aber tausendmal schöner als diese von Luftkurorten mit städtischen Sommerfrischlern um ihren besten Reiz gebrachten Waldeinsamkeiten ist doch der hohe südliche Schwarzwald, wo der Baumwuchs schwindet, wo sich die freie Halbe mit ihrem sonnenheißen Kleide von Preiselbeere und Heidekraut dehnt, wo in der leichten Luft, im Fächeln des Bergwinds die Brust erst völlig aufgeht, und der Blick zu den krystallinen Zacken und Gletschern der Alpen und über das Silberband des Rheins hinweg zu dem duftumhüllten Mauerkamm der Vogesen schweift. Auch in Thüringen war mir immer das schönste der Marsch den uralten hohen Rennstieg entlang mit seinem weiten Ausblick über Thüringer- und Frankenland, mit seiner Waldeinsamkeit und seiner Sahrhunderte auslöschenden historischen Stimmung; selbst in Heidelberg war es der Blick über die Ebne, die weiten, glänzenden Schlingen des Neckars hinab, und darüber weg, dorthin, wo am silbernen Rhein der Dom von Speier die Erinnerung an die einstige Städteherrlichkeit weckt, und weiter hinüber zu den zackigen Bergen der Haardt, die das dunstige Licht des Tages

verhüllt, die sich aber unter der sinkenden Sonne in fatterm Blau entschleiern. Kurz, immer die Weite, nicht die Enge des Gebirgs ist es, was dauernd erfreut. Die Freude an der Rheinebene und ihrer Schönheit haben wir in Baden und an der hessischen Bergstraße bei Eingebornen nirgends äußern, auch kaum zugeben hören und niemals Verständnis für die Sehnsucht gefunden, die über das weite Land dahin der scheidenden Sonne nach nach Westen zieht. Der Strom und die Ufer des Oberrheins von Basel bis Mainz sind terra incognita und werden geradezu als öde bezeichnet, vielleicht vermag nur der Niederdeutsche, der auch hier an die Poesie der geheimnisvollen Waldbäche und libellenumschwirrtten Wiesenflußufer seiner Heimat zurückdenkt, ihnen eine gewisse Stimmung zu entlocken. So erwecken sie denn auch kein besondres Interesse für die Ebene zwischen Schwarzwald und Vogesen, Odenwald und Haardt. Überhaupt sind die scheinbar reicher von der Natur bedachten Gegenden in manchem, was zu dem schönsten gehört, gar arm: die schwirrende Menge der Schmetterlinge über Wiese und Kleefeld und am Waldestrand, das possirliche Durcheinander von tausenderlei Wassergebiet in Seen und Bächen, die Mannichfaltigkeit der Vogelstimmen in Wald und Busch sind viel mehr Niederdeutschland als den Gegenden der deutschen Mittelgebirge und Hochebenen eigen.

Drum nochmals: zuerst in die Ebne mit den Zungen! Laßt sie sich das schöne nur suchen, sie finden es schon in jenen eigentümlichen drang-erfüllten Jahren. Und viel herrlicher noch schwebt ihnen dann das noch Unbekannte vor: Gebirge, Burgen, historische Städte. Laßt sie sich immer das eindrucksvollere aufheben, laßt sie nicht springen und fliegen, sondern schreiten. Den ersten Touren in der Heimat mögen dann, je nach der Erreichbarkeit, Ausflüge folgen nach Rügen, nach den westfälischen Waldgebirgen, an den Rhein, in den Harz und den Thüringerwald, in die sächsische oder die französische Schweiz, in die rauhe Alp und an den Bodensee, in den Schwarzwald und in die Vogesen; den Odenwald, die Pfälzer Haardt, die Rhön und die Eifel nicht zu vergessen. Schön ist's überall, das Sehenkönnen, das Stimmungfinden, das Gegendverstehen soll es ja thun, das ist es, was wir erwecken und bewahren helfen möchten. Daneben her mögen dann die Städte gehen. Die von historischer Berühmtheit brauchen wir nicht erst anzupreisen: wir denken da an Augsburg, Würzburg, Bamberg, Rothenburg, Nürnberg und Regensburg, an Prag, in den rheinischen Landen an Straßburg, Speier und Worms, Nachen und Köln, an Limburg und Marburg, an Goslar, Braunschweig und Hildesheim, oder Lübeck, Rostock, Stralsund und — wer dahin kommt — Danzig. Dagegen auf ein paar wahre Perlen alten Städtetums möchten wir doch nachdrücklich aufmerksam machen, wir meinen die Städtchen am östlichen Vogesenfuße, insbesondre Nappoltsweiler, Kayfersberg, Reichenweier, dann die am württembergischen Neckar von Besigheim bis Rottweil hinauf, ferner Überlingen, ferner fast all die alten kleinen Städte in den altbairischen und den bairisch

gewordnen ehemaligen Stiftslanden, namentlich die in den Gegenden der fränkischen Saale, ferner das thüringische Saalfeld, und vor allen Soest, die einst so mächtige Stadt, die jetzt viel zu klein in ihrer alten Umwallung und Befestigung liegt, sodas diese jetzt auch Wiesen und große Gärten mit umschließt. Dann noch eine Gruppe, die aber erst später daran kommen sollte, die Städte der romanischen Schweiz von Freiburg und Yverdon bis an den Genfer See hinab, bis zu dem ragenden, prächtigen Laufanne.

Dann erst, wenn der junge Mann sein Deutschland kennt und die verschiedene Art und Sprache der Bewohner in Nord und Süd, dann gebe man ihm, dem für das Neue und seine logische Verwertung nun reif gewordenen, die Schweiz frei, wo er dann auch, wenn es angeht, den Tura nicht vernachlässigen möge, mit seiner eigentümlichen Flora, mit seinem wunderbaren Münstertal (Val de Moutier) und dem Blick vom Weissenstein über das uralte Solothurn hinweg auf Ebne, Flüsse, Seen und Alpen, lasse ihn die verschiedenen Eidgenossen kennen lernen, die halb verwelchten Mäglinn und Fräzlinn zu Basel, die stattlichen Berner, die respektablen Bürger in der altberühmten Stadt Zwinglinn, Lavaters, Gottfried Kellers und C. F. Meyers, und die Nachfahren des berühmtesten aller deutschen Klöster, St. Gallens; lasse ihn die Spitzen der Hochalpen erklimmen und die Augen weiden an den erhabnen Fernsichten, deren Großartigkeit ihn nun nicht mehr verwirren und für stillere Schönheit unempänglich machen, sondern wirklich und ohne Schaden reicher machen wird. Oder statt der Schweiz Tirol und das Salzburgerland. Dann erst lasse man ihn in das volle anderssprachige Ausland, nach Genf und Savoyen, nach Paris ziehen, das dem durchgebildeten und den nötigen Halt besitzenden jungen Manne so viel herrliches bietet, wo ihn draußen an der Seine oder auf den Höhen zwischen St. Cloud und Versailles auch die Erinnerung an deutsche Landschaft anheimeln wird, und endlich lasse man ihn in das Wunderland Stalien und in das Land der Troubadoure, in die Thäler der Provence pilgern. Denn wer in Deutschland auf mannichfacher Wanderfahrt gelernt hat, sich in anderer Leute und Länder Art zu schicken, statt ungeschickt und unbildungsam aufzufallen und anzustoßen, der wird auch heute noch unbehelligt durch die Provinzen Frankreichs wandern, obwohl diese ja den Deutschen weit weniger gewohnt sind, als Paris selber, und die Leute dort etwas mißtrauischer sind. Und ebenso wird er nun auch in Stalien nicht mehr mit der einzigen rohen Unterscheidung von deutsch und italienisch dastehen, nicht mehr zwischen Bewundern und Mörgeln hin- und herschwanken, sondern die Leute richtig nehmen, alte, neuere und moderne Sehenswürdigkeiten klassifiziren und in ihrem Wert abschätzen, auch von der italienischen Natur nicht enttäuscht sein, sondern das charakteristische herausfinden und verstehen und die italienische Berglandschaft nach dem deutschen Waldgebirge in ihrer feinern Plastik und Farbenstimmung zu würdigen wissen.

Endlich noch ein Wort über Museen und Bilder. Kein Mensch wird behaupten wollen, in Berlin, Dresden, München verstünden die kleinen Leute mehr von Kunst als anderswo in Deutschland. Und doch haben diese die schönsten Galerien in ihren Städten stehen und laufen Sonntags auch drin herum, freilich mit sonderbar bedrückten Gesichtern; denn die Menge des Gebotnen hilft zunächst gar nichts, ja sie ist für den Beginn geradezu schädlich. Nein, in das Verständnis bringt man viel eher ein, wenn einem die Sehnsucht, der Hunger zu sehen, dazu hilft, wenn man damit anfangen muß, an ein paar Photographien oder Stichen und vielleicht ein paar vereinzeltten Bildern zweiten und dritten Ranges zu studiren, und wenn dann erst, nach der Entbehrung, den entzückten Augen sich die erhabnen Meisterwerke der Kunst nach und nach enthüllen; dann wird dem langen Bemühen und Sehnen auch das Verständnis zum Lohne. Wir meinen hier natürlich die große italienische und daneben die ältere deutsche Kunst. Mit den Niederländern kann sich schon der Gymnasiast befreunden, bald auch mit den Flandernern, er kann auch schon den Abscheu vor Rubens verlieren; er wird gerade bei den Niederländern am ehesten davon abkommen, in allem nur schwer meßbare Stufen in der Erreichung einunddesselben Ideals zu sehen, wie das der Schüler so gern thut, vielmehr hier am sichersten merken, was der Maler gewollt hat, und daß nicht aller Maler Ziele gleich waren. Und so werden ihm Niederländer und Flamen eine gute Vorschule für die Italiener sein. Und wenn man für deren Bekanntschaft einen Fingerzeig geben darf, so wären wir bei dem Eindringen in die italienische Renaissance für die Methode des „Geschichtsunterrichts von hinten,“ nur dürsten die Führer keine Kadettenlehrer sein. Mit Cimabue und Giotto als Anfangsgründen und Guido Reni und Domenichino als Endpunkten des Verständnisses ist es nichts; nein, man fange mit den Thumännern des siebzehnten Jahrhunderts an, und wenn es Albani wäre, und dann über Veronese und Tizian aufwärts zu Raffaels Größe und Lieblichkeit und dann zu Lionardo, jetzt auch zu Michelangelo und Signorelli, zu Mantegna, und so immer weiter zurück; und ebenso in der Skulptur. Wenn man mit Rossellino und Verrocchio oder mit der Brancaccikapelle gut Freund geworden ist, dann findet sich das Wiederabwärtssteigen, das Verständnis der „geschichtlichen Kunstentwicklung“ ganz von selber dazu. Dem, der so weit ist, gehen dann auch in alter deutscher und in altvlämischer oder, wie man sie nennen sollte, burgundischer Kunst Genüsse auf, die den meisten zeitlebens verschlossen bleiben. Wir fänden also einen Reiseplan für Kunst und Museen wie den folgenden gar nicht schlecht: zuerst studieren nach Springers Textbuch und daneben nach den dazu gehörigen Bilderbogen oder, wenn mans haben kann, nach Photographien; nach Dohmes Kunst und Künstlern, und zumal nach Burckhardt, oder wenns auf die mangelnde Befriedigung, auf den verbleibenden Hunger ankommen soll, nur immerzu nach Lübke. Dann mache man

sich auf in kleine tüchtige Galerien nach Art der Schweriner oder der Karlsruher, dann nach Braunschweig, nach Kassel, dann in die von Berlin und Dresden, in die alte Pinakothek und den Louvre, und nun erst mögen Mailand, Florenz, Rom, Neapel, Venedig folgen und die kleinern Sammlungen Italiens, wo der Besucher nun förmlich schwelgen wird in den Freuden des Entdeckers, nun in die Kirchen, und schließlich in Deutschland noch einmal überall hin, jetzt zu den Meistern, und vor allem auf die große Wallfahrt nach Kolmar und Köln.

Bei unsern Studenten, die von einer süddeutschen Universität im August nach dem Norden heimkehren, ist jetzt eine ganze Badetour Mode geworden, etwa: Wiesbaden, Homburg, Ems u. s. w. Das finden wir recht überflüssig. Nebenbei einmal in eins davon hineinschauen, das genügt doch vollständig. Und da raten wir, wenns sich gerade bequem macht, immer noch am meisten zu Baden-Baden; dort hat man alles beisammen, schöne Anlagen, Eleganz, Luxus, internationales Treiben, und doch nicht bloß die Öde davon, sondern zugleich die herrlichste Natur, den prächtigen Blick vom alten Schloß und der ragenden Burg Alzeberstein, wilde Felspartien und träumenden Tannenforst, und in der lieblichen Gartenstadt selbst, wo es immer noch möglich ist, sich behaglich und billig einzurichten, an warmen, blütenduftenden Frühlings- und Sommerabenden die wunderbare festliche Ruhe Stimmung, die durch Hölderlins „Nacht“ klingt:

Aber das Saitenspiel tönt fern aus Gärten; vielleicht daß
 Dort ein Liebender spielt, oder ein einsamer Mann
 Ferner Freunde gedenkt und der Jugendzeit; und die Brunnen,
 Immerquillend und frisch, rauschen am duftenden Beet,
 Still in dämmriger Luft ertönen geläutete Glocken,
 Und der Stunden gedenk, ruft ein Wächter die Zahl.
 Jetzt auch kommet ein Wehn und regt die Gipfel des Hains auf.
 Sieh! und das Ebenbild unserer Erde, der Mond,
 Kommet geheim nun auch, die Schwärmerische, die Nacht, kommt;
 Voll mit Sternen und wohl wenig bekümmert um uns
 Glänzt die Erstaunende dort, die Fremdlingin unter den Menschen,
 Über Gebirgeshöhn traurig und prächtig herauf.

Aber die schönste Jahreszeit ist es doch, wann der Frühling auf die Berge steigt! Höchstens Heidelberg und der Rheingau kommen diesem Frühling Baden-Badens gleich. Überhaupt, wie viel schöner ist es, das Erwachen der Natur von dem ersten Schwellen der Blattknospen und von dem ersten taumelnden Citronenfalter an Tag für Tag mitzuleben, als, wie es jetzt Mode ist, im März und April nach Italien zu gehen. Schön ist es dort ja auch, aber doch kein rechter Frühling.

Frühling am Rhein, August an der See, September im Gebirge, Oktober in Italien, das wäre unser Programm. Aber wer kanns? Der Leser meint ohnedies am Ende, wir müßten ein rechtes Tagediebleben geführt haben, wenn

wir so viel Zeit für ein „intensives“ Kennenlernen Deutschlands gehabt haben, daß wir uns getrauen, zwischen der Westgrenze und dem mitteleuropäischen Zeitmeridian irgendwo vom Himmel zu fallen und sofort zu wissen, wo wir uns befinden.

Vielleicht dürfen wir dem Leser gelegentlich einmal etwas von der Technik und Ökonomie unserer bescheidenen und doch so herrlichen Wanderfahrten erzählen. Stangensche Paketreisen und Gesellschaftsfahrten mit der Augusta Viktoria oder Kapitän Bade sind freilich nicht dabei.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Das Börsengeheimnis. Zwei soeben bei Herrn. Bayer in Leipzig erschienene Schriften versprechen dieses verschleierte Bild von Saiz endlich einmal zu enthüllen, jedoch mit dem Geständnis, daß es eigentlich nur ein Zipfel des Schleiers sei, den sie aufgehoben haben, und daß sich der Unhold selbst dem Griff der tastenden Hände immer noch zu entziehen verstehe. Die eine der Schriften heißt: Das Geheimnis der Börsenkurse und die Volksausraubung durch die internationale Börsenzunft. Von Dr. F. Kolk; die andre: Der Geheimbund der Börse. Von Arw. Solano. Ob es den Verfassern wirklich gelungen ist, die „Zeichenschrift“ zu entziffern, die den Eingeweihten durch die Kursbewegung einer Woche über die zu erwartenden Kursbewegungen späterer Wochen unterrichten soll, müssen wir den Börsenkundigen zu entscheiden überlassen; jedenfalls würden Solanos schöne Kurven überzeugender wirken, wenn er eine Million vorweisen und sagen könnte: „Seht mal, die habe ich nun mit meinem Schlüssel den schlauen Kunden abgeknöpft!“ Im allgemeinen bemerken wir solchen Versuchen gegenüber folgendes. Daß die Börsengewaltigen aller Länder mit einander in Verbindung stehen, ist richtig; doch handeln sie nicht immer im Einvernehmen mit einander, sondern zuweilen bekämpft eine Gruppe die andre. Daß sie die Kurse machen, und daß das Publikum unter allen Umständen von ihnen gerupft wird, mögen sie auch einander gegenseitig einmal in den Haaren liegen, ist ebenfalls richtig. Aber so einfach liegt die Sache doch nicht, daß, wenn man nur die Mitglieder des Bundes in flagranti ertappen, dingfest machen und ausrotten könnte, damit der Börsenschwindel, das Börsenspiel und die Volksausbeutung durch das Geldkapital ein für allemal beseitigt sein würden. So lange es Juden giebt, sind diese natürlich, als geborne Geldleute, die nächsten dabei. Aber fehlt es an Juden, so benutzen christliche Arier die Gelegenheit mit nicht geringerem Eifer; vielleicht nicht in so geräuschloser Weise, dafür aber mit desto unverschämter Hoheit, wie die amerikanischen Börsenkönige und die russischen Mirfresser beweisen. Das moderne Staatsschuldenwesen schafft die eine, das Aktienwesen die andre Gelegenheit zur Volksausbeutung. Wer am Sammelbecken so ungeheurer flüssiger Geldmassen sitzt, wie sie mit jenen beiden Hebeln zusammengepumpt werden, der schöpft eben, er mag Jude oder Christ sein; und wo Produktion und Konsum so weit von einander entfernt liegen wie bei allen auf Aktien gegründeten Unternehmungen, da läßt es sich gar nicht vermeiden, daß den Mittelpersonen ein unverhältnismäßig großer